Die HÖLLE von VAUX

Aus den Kämpfen um Fort Douaumont. — Ungeheure Kämpfe um Dorf und Feste Vaux. — Fort Vaux von Haubitzen und Mörsern zerfetzt.

Von Karl Rosner.

Westlicher Kriegsschauplatz, 3. Mai.

Nachmittags hatte ich die Nachricht bekommen, daß mich ein Offizier der Division, die bei Fort Vaux im Feuer stand, des Morgens um 4 Uhr in L . . . erwarten werde, um mich nach vorn zu bringen. Dort sollte ich an einem besonderen Ereignis Anteil haben dürfen — an einem Vorgang, über den zunächst noch Schweigen bleiben mußte.

Um 4 Uhr — das hieß in dieser Nacht vom 30. April zum 1. Mai um 3 Uhr der alten Zeitrechnung. Und um halb zwölf ging der Schnellzug nach L . . . — der dann weitet über die Grenze und nach Metz und nach der Heimat jagt. Nein — da war es am besten, man fing mit Schlafen in der Nacht erst gar nicht an. Also erst mit den Kameraden ein paar angeregte Stunden im Kasino — Stunden, in denen das Gespräch kaum loskam von dem großen Kampf, in dem wir hier stehen — dann auf die Bahn. Der Zug ist stark besetzt — Urlauber, die nach Deutschland fahren, Mannschaften und Offiziere. Ruhe, Zuversicht, klare Sicherheit sind auf jedem der Gesichter, kommen aus allen Reden und Erzählungen, die hin und wider gehen. Männer von allen Teilen unserer Westfront hat der Zufall in dem engen Raum des Abteils zusammengeführt, und Bilder aus Flandern und aus dem Artois, von der Küste oben und aus der Champagne reihen sich aneinander — sind vielfältig in ihren Farben und doch gleich in ihrer Stimmung: in der Hingabe an die schwere Pflicht, in dem Glauben an die führenden Männer, nach deren Plänen jeder einzelne auf seinem Posten steht und so ein Teil der Kräfte ist, die uns zum letzten Siege führen werden.

Zwischendurch aber spricht der und jener von der Heimat, nach der sie alle fahren. Acht Monate sind vergangen, seit der Hauptmann drüben die Frau und die beiden kleinen Mädels zuletzt gesehen hat — ganz untruhvoll wird dieser große, blonde Mann, der seine Ruhe in Dutzenden von Gefechten keinen Augenblick verlor, wie er jetzt davon spricht. Noch fünfzehn Stunden Fahrt! Und dann mit einmmal hat er die Brieftasche hervorgezogen und zeigt uns, den Fremden, die er heute für Stunden nur zum ersten Male sieht — und vielleicht niemals wieder sehen wird — die Bilder.

Und draußen an den Fenstern flieht die Frühlingsnacht vorbei, und die Wagen stampfen auf den eisernen Schienen über d i. Boden des besetzten Landes hin. Das Licht des Abteils ist zu einem winzigen Flämmchen eingeschrumpft — in einem matten Dämmerlicht sitzen wir. Und auch die Bahnhöfe, durch die wir kommen, liegen im müden Schein abgeblendeter Laternen. Kein Flieger soll sie finden — —

Es wird stiller in diesem kleinen Raum. Meine Gedanken aber suchen den kommenden Tag und gehen um die Möglichkeiten des verhüllten Erlebens, das vor mir liegt, suchen das Bild des Kampfgeländes von Douaumont und Vaux, dahin fahre ich.

* * *

Am 25. Februar haben Brandenburger vom 24. Regiment die Panzerfeste Douaumont, den nordöstlichen Eckpfeiler der Hauptbefestigungslinie von Verdun, im Sturm genommen, nachdem unsere Artillerie das starke Werk schon vorher in Trümmer geschlagen hatte. Als ein Keil und Zacken in deutscher Hand ragte der Douaumont danach in die gegnerische Stellung hinein, war eine Lücke in dem Festungsgürtel von Verdun, eine furchtbare Bohrung der Forts zu seinen Seiten. Aber er lag andererseits auch in den flankierenden Feuern dieser feindlichen Nachbarfesten und mußte gegen die von drei Seiten andrängenden Angriffe gehalten werden. Die Franzosen wollten ihn wiederhaben, um jeden Preis. Kein Opfer war ihnen zu schwer, wenn es gelang, die Fortkette wieder zu schließen. Tage voll rastloser Gegenangriffe kamen. Allein am 26. führten sie fünfmal frisch eingesetzte Truppen zu heiß andrängenden Stürmen heran. Aber fünfmal an diesem Tage wurden sie von den zähe aushaltenden Brandenburgern zurückgeworfen. Der Douaumont blieb deutsch! Klar aber ergab sich die Notwendigkeit, die Frontlinie zu den Seiten dieses in den Gürtel der Feinde getriebenen Stückes nach vorn auszugleichen, sich die lästigen Flankenwirkungen vom Halse zu schaffen. So nahmen wir am gleichen 26. östlich der Feste die ausgedehnten Befestigungsanlagen von Hardaumont.

In der Zusammenfassung der Kämpfe des vorhergegangenen Tages spricht der amtliche französische Bericht dann am 28. zum ersten Male auch von starken Angriffen der Deutschen „zwischen der Höhe Douaumont und dem Plateau des Dorfes Vaux."

Am 28. fiel ein kleines Panzerwerk nordwestlich des Dorfes Douaumont an uns, und wie am Tage vorher, peitschten wir Gegenangriffe auf das Fort, auf die Höhe 349 und auf den Hardaumont, die sich nun zu einer geschlossenen deutschen Linie vereint hatten, zurück. Diese Angriffe gingen weiter — viele Tausende Franzosen sind in den Stürmen gegen den deutsch gewordenen Douaumont und unsere östlich anschließenden Stellungen gefallen. Und dann, am 2. März, konnte, wieder nach starker Artilleriewirkung, auch das Dorf Douaumont genommen und unsere Linie westlich und südlich des Dorfes, sowie der Panzerfestung in günstigere Lage vorgeschoben werden. Abermals setzten verzweifelte Versuche der Franzosen, die mehr und mehr zerbröckelnden Gürtelstücke zurückzuholen, ein. Diese Anstrengungen blieben vergeblich — die am meisten störenden flankierenden Stellungen im Westen des Douaumont waren aufgehoben und blieben für unsere Gegner verloren.

Im Osten und Südosten von Verdun war inzwischen das breite Glacis der Woevre zerbrochen und an uns gefallen. Bis auf die Abhänge der Côtes Lorraines waren die Franzosen hinaufgetrieben worden, in einer Linie, die südlich von Ornes, etwa an der Straße Azannes-Haudiomont, nach Südosten zog, standen unsere Kämpfer. Im nördlichen Scheitelpunkt dieser Linie aber schob sich zwischen sie und die west-östlich gerichteten Stellungen von Douaumont und Hardaumont noch ein gewaltiges Werk mit seinem Vorgelände: die Panzerfeste Vaux. Eine tief einschneidende, langgezogene Talschlucht, die von dem Flüßchen Vaux durchzogen wird, trennt die erhöht liegende Feste von Douaumont. In diesem Tale, nordwestlich des Panzerwerkes, lagen die Trümmer des zerschossenen Dorfes Vaux und waren durch zahlreiche Feldbefestigungen, durch Drahtfelder, Maschinengewehrstellungen, Batterien, sowie durch die geschickte Ausnutzung des Sumpflandes im Westen des Dorfes zu einer starken Wehr für sich ausgebaut, die ein Herankommen an die Feste selbst verhindern sollte. An der Nordseite der Vaux-Schlucht, am Südabhange des Waldes von Hardaumont, klafft, westlich des Dorfes ein Steinbruch, an den sich weiter der Caillettewald schließt. Den östlichen Ausläufern des Waldes von Hardaumont gegenüber erhebt sich als Bekrönung eines freien, kahlen Hochplateaus gleich einer flachen Kuppel das Fort Vaux. Es blieben also bei einem Angriffe auf diese überaus starken Stellungen ganz ungeheure Schwierigkeiten zu überwinden. Da andererseits nach der damaligen Lage die Schlagung einer kurzen Verbindungsbrücke zwischen den Stellungen südöstlich des Douaumont und unserem neugewonnenen Besitze in der Woevre wünschenswert erschien, ließ der Kommandierende des hier vor dem Feinde stehenden Korps den Angriff vorbereiten.

Starke Artilleriewirkungen, die auf Dorf und Feste Vaux gerichtet waren, gingen der Sturmarbeit voran. Zum Sturme selbst waren die Posenschen Reserve-Regimenter 6 und 19 ausersehen und an den Ostabhängen des Hardaumont in günstige Ausgangsstellungen gebracht. Der beginnende Abend des achten März sah dann den ersten Stoß dieses Sturmes, der sich in ost-westlicher Richtung auf das Dorf hinwarf. Ein zweiter, beinahe gleichzeitig wirkender Stoß wurde über den Vauxbach weg geführt, und seine Kräfte sollten nach Süden hin treffen und die Höhe mit dem Fort erreichen. Der Sturm gegen das Dorf gelang trotz der starken Gegenwehr ohne weiteres. Die Truppen drangen in die Häusertrümmer, die einzeln und in heißem, erbittertem Nahkampfe genommen wurden, und rangen sich bis nahe an den Westrand des Dorfes durch. Nach sechs Uhr abends war die schwere Arbeit hier getan. Weit härter gestaltete sich der Sturm auf das Fort, der die steil ansteigende, mit zwei Reihen von Gräben und Drahtverhauen geschützte Höhe hinaufgetragen werden mußte. Gegen das starke Sperr- und Abwehrfeuer scheilt unsere Artillerie vorerst zur Niederkämpfung der feindlichen Maschinengewehrstellungen und Batterien. Um halb neun Uhr abends nahmen dann die Stürmer des sechsten Reserve-Regiments in prachtvollem, unaufhaltsam gegen alle Feuer anrennendem Sturm, der dem Gegner furchtbare Verluste brachte, die doppelte Grabenwehr und erreichten das Plateau zu Füßen der Panzerfeste. Hier hielten sie trotz des schweren Feuers, das sich jetzt aus den französischen Batterien im Caillettewald, im Chapitrewald und von dem östlichen Damloup her über sie warf, unerschütterlich stand, und einer Abteilung gelang es sogar, in das Fort selbst einzudringen und die deutsche Fahne auf Vaux zu hissen. Das war um vier Uhr morgens, im ersten Tagesgrauen des 9. März. —

Schon mit dem neuen Tage kam es zu kräftigen Gegenstößen der Franzosen gegen unsere Front westlich und südlich des Dorfes und der Feste Vaux, und im Verlaufe dieser Kämpfe gelang es dem Feinde, in der Panzerfeste selbst wieder die Oberhand zu gewinnen. Das Dorf Vaux blieb, allen erbitterten Versuchen des Gegners zum Trotz, fest in unserer Hand, ebenso wie die Stellungen auf dem Plateau von Vaux, zu Füßen der Panzerfeste, nach wie vor von den Unsrigen festgehalten werden.

Schwere, wochenlange Kämpfe haben sich im Bereiche der Vaux-Schlucht an den starken Vorstoß der Posenschen Reserveregimenter geschlossen. Sie haben uns in den Besitz auch des westlichen Restes von Dorf Vaux, sowie des Steinbruches am Nordabhange der Vaux-Schlucht gebracht und haben uns mit diesem Steinbruch ein von den Franzosen lange und zähe gehaltenes Feldwerk in unsere Hand gegeben, das unsere Stellungen bei Fort Vaux mit seinen Feuern flankierte. Und sie haben uns weiter, sowohl zwischen dem Dorfe Vaux und dem Panzerwerke wie zwischen diesem und Damloup in südlicher Richtung nicht unbeträchtlich vorwärts getragen, so daß unsere Gräben heute auf der Höhe des Plateaus in breitem Halbbogen um die nach Nordosten gerichtete Stirnseite der Feste ziehen. Sie nähern sich den französischen Gräben hierbei meist auf einen Abstand von nur 50 Meter. Trotz dieser günstigen Lage sind neue deutsche Stürme auf das Fort bisher nicht wieder unternommen worden.

* * *

Langsamer rollen die Räder des Zuges, und dunkle Bäume, Häuser und Ruinen geistern als schwere Schatten im ersten Morgenscheine an den Fenstern des Wagens vorüber. Lösen sich aus dem Nichts — sind Augenblicke lang kommend und zugleich scheidend da — und gleiten wieder in das Nichts. An einem Güterzuge gleiten wir vorüber — auf den flachen Wagen stehen mit aufragenden Rohren Geschütze und verdeckte Protzen. Drei Uhr. — Und jetzt ein leises, schurfendes Beben, das wie ein Schauer durch die Wagen zittert — ein kurzer Ruck — wir halten still. Wir sind in L. Ein paar feste Hände drücke ich, eilige Grüße und Wünsche gehen durch das Dunkel hin und her — Menschen, die auch aus Fernen kamen, die mir im Vorübergleiten, im Reden und im Schweigen Kameraden waren — und die nun wieder in die Ferne gehen.

Dann stehe ich draußen auf dem Bahnhofe, dessen breite Formen schwer und düster in dem sachten Glaste der hinsinkenden Nacht stehen, zwischen den vielen, vielen grauen Männern, die bepackt, marschbereit hier warten, deren schwere Nagelschuhe auf den Steinen scharren, die mit gedämpften Stimmen zueinander reden. Wohin sie gehen werden? Keiner weiß es — aber wohin ihr Schicksal sie auch stellt, da werden sie als deutsche Männer in Treue stehen.

Der Wartesaal — ein Zimmer mit zwei großen, runden Tischen, einer kahlen Kredenz, die im zweifelhaften Schmuck der einsamen blauen Glückshafen-Vase in der Mitte noch kahler aussieht. Es riecht übel nach kaltem Zigarrenrauch, nach Schweiß und Stiefelschmiere. Eine schmale, braune Wachslederbank läuft an der Wand hin — da liegt im Halbdunkel ein Unteroffizier, den Rucksack unterm Kopf und sucht zu schlafen. Und ein anderer, ein hübscher, straffer Mensch, steht vor dem riesigen, goldgerahmten Spiegel und zieht sich mit dem kleinen, gelben Hornkamm einen schnurgeraden Scheitel und striegelt sich mit der schmalen Bürste das volle, blonde Haar. Morgentoilette. Wie er dann Kamm und Bürste hochbefriedigt in seinen Drillichbeutel steckt, ist er adrett und sauber und fertig für den neuen Tag.

Die Ordonnanz — ein Kriegsverwundeter: Kaffee? Natürlich! Und da ist er schon wieder mit seiner großen Kanne. Milch gibt es nicht — aber ein wenig Zucker. Die warme Brühe schmeckt herrlich — also noch eine Tasse.

Einer reißt die Glastür auf, und ein Zug besserer Luft schiebt sich herein: „Herr Wachtmeister!" — Der auf der Wachslederbank springt auf und ist schon draußen.

Der mit dem feinen Scheitel, der Prachtkerl, fügt nach der blauen Vase, rückt sie vorsichtig ein ganz klein wenig zurecht und sagt: „Richtig ein' Freud' han' ich auf den Westen! Im Osten war ich und im Südosten — ganz dumm kommt man sich vor, wenn sie vom Westen reden!"

Wieder geht die Tür — und da tritt der Rittmeister ein und streckt mir die Hand entgegen und sitzt für Augenblicke und für eine Tasse von dem braunen, heißen Zeug, das sie hier Kaffee nennen, mit an dem Tisch. Er ist im Auto herübergekommen, und der Wagen wartet, wir können gleich weiter.

Wohin?

Da sieht er auf die Uhr an seinem Handgelenk, beugt sich zu mir: „Drei Uhr vorbei — um sechs Uhr geht es los. Wir wollen heute unsere Schweren auf Fort Vaux trommeln lassen — das sollen Sie sehen!"

* * *

Großes Hauptquartier,
8. Mai.

Das Auto saust durch den Glast der im ersten Dämmern hinsinkenden Nacht. Ruinenstraßen starren aus dem Dunkel — Mauern, hinter deren Fensterlöchern das Grau wesenlos in die Weite rinnt, zwischen denen sich hier und dort verkohlte Balken und verbogene Eisenschienen recken. Hier in der kleinen alten Stadt hat im August von 1914 der Franktireurkrieg gerast. Zwischen den schreckenvollen Malen jener Zeit aber stehen erhaltene Straßenzüge und neu erstandene Häuser. Aber das alles liegt erstarrt in Dunkel und Schweigen wie schlafend nach der Ueberlast vergangenen Erlebens oder wie tot. An den Straßenkreuzungen stehen unbewegt gleich Bildsäulen die Posten. Kein Mensch sonst rings, keine Bewegung und kein Licht, kein Laut. Nur der Motor schlägt seinen knatternden Takt und trägt uns weiter auf die freie Straße hinaus, die als ein kaltig weißes Band zwischen den hohen kahlen Pappeln wellig in eine Ferne zieht. Und manchmal, wenn das leise Wehen den Schlag des Motors von uns nimmt, dann kommt es aus diesen verhüllten Weiten grollend an — ein kurzes Brüllen, das rollend verrinnt. Sie schießen — schießen, wie sie die ganze Nacht hindurch geschossen haben — und all die Tage lang. Tage? Nein — zwanzig Monate lang schon grollt es hier so durch Nacht und Tag aus diesen Fernen. Höfe gleiten vorüber, bestellte Felder und Waldstücke und Wiesen. Und wieder zerschlagene Dörfer — und Kreuze an den Wegen. Hart und brüchig spröde ist die Straße unter den Rädern — Staubwolken lösen sich hinter uns und fegen, weiße Fahnen, über die Aecker hin — aber die hohen, zu Stein verhärteten Dreckwälle zu Seiten der Straße zeugen, daß sie vor Wochen noch aufgeweicht unter den mahlenden Rädern der Kolonnen schwamm. Dann in einer Ortschaft, in der ein paar Dutzend Häuser erhalten sind, die ersten Menschen: Soldaten, die hier im dünnen Schein des Morgenlichts sich vor den Brunnen waschen, die ihre Röcke bürsten und ihre Pferde striegeln. Und jetzt wird es bald überall lebendig, kommt es aus allen Häusern und Höfen heraus, aus allen Unterständen und Baracken und Zelten vor. Wagen rollen an uns vorüber, Kolonnen schieben sich in endlosen Zügen heran, Reiter tauchen auf, stehen in Weiten, wunderbare nachtdunkle Silhouetten gegen den ersten rötlich ansteigenden Schein des Lichtes am Horizont. Und die quarrende Hupe erwacht zu ihrem zornigen, belfernden Leben. Der neue Tag ist da. —

Lauter und schwerer rollend kommt der Hall des Schießens auf uns zu.

Wohl eine Stunde fahren wir, da nimmt ein Wald uns auf — ein Wald, dessen von undurchdringlich dichten Kronen überdecktes Haus ein Lager birgt. Keine hoben sie ihre Trillern und Singen. Auf der Straße wartet das Auto — wieder sausen wir nach Südwest, halten dann irgendwo, nahe einer ehemaligen Fermen und schreiten über Heideland und brache Aecker, über sumpfige Wiesen und sanfte, mit Buschwerk bestandene Höhenzüge bergan. In den Lüften grollt es und schlägt es ohne Unterlaß, und jetzt singen die Lerchen dazu, werfen die flirrenden Körperchen wie kleine Federbälle in die Luft und sind wie trunken in ihrem Jubel. Die Wege sind gefurcht, zerschunden und dann erstarrt in ihren Narben. Hier fuhren in den Tagen, als dies Erdreich beinah grundlos war, die deutschen Batterien und Munitionskolonnen. Jetzt hat der Morgenwind die tiefen Riffe und Rinnen mit Millionen weißer Blütenblättlein überweht — denn alles blüht jetzt hier unter den Donnern, ist voll von Herrlichkeit und Prangen und will an diesem strahlend schönen Sonnenmorgen an Tod und Grauen nicht glauben.

Dann sind wir auf der Höhe und sehen nieder auf das ungeheure Panorama, in dessen Mitte das kahle, erdbraune Plateau mit seinem flachgewölbten Deckel liegt — der braune Hügel, von dem sich die ungeheuren Rauchschwaden träge wälzen, ist das Fort. —

Weithin liegt das Kampfgelände offen vor uns. Auf ein paar größere Ruinen stößt der Blick zunächst — das waren die Fermen Pierreville und Epinal. Dahinter ziehen dann als eine Kette von ineinander geschobenen Höhen der Caillettewald, die Schlucht von Vaux mit den Resten des Dorfes, der kahle Rücken des Hardaumont, Fort Vaux und Damloup. Aber alles — so weit das Auge reicht — ist nur der Hintergrund, die Umwelt für den einen braunen Hügel, den diese losgelassene Hölle sucht und trifft. — —

Ich stehe am Scherenfernrohr und starre auf das Ringen. Kein Mensch ist sichtbar, kein Geschütz. Wie aus dem Wesenlosen kommt es heulend an, ist wie ein Blitzschlag über diesen riesigen Maulwurfshaufen, und ist ein schwarzer Ball auf ihm — nein, eine aussprühende Wolke — eine verquellende, erstickende Last, die alles gräßliche Entsetzen, das sie schlug, unter sich niederhält, begräbt, verhüllt — bis dann ein neuer Blitz, ein neuer Schlag, der jünger ist als sie, sich über sie hinwirft und niederhämmernd seine Eisenhagel in die Tiefe jagt — Stahlwände in das Nichts schlägt, Felskammern zertrümmert und alles, was da unten atmen mochte, zerfetzt oder betäubt, erstickt, begräbt. — Und über dem Schüttern und Brüllen dieser Schweren heulen die hellen Stimmen der Schrapnells, die sich vor die Kehle des Forts, vor Schächte und Ausfallgänge werfen und sie mit ihrem spritzenden Blei verriegeln. —

Acht Uhr ist es — zwei Stunden lang tobt dieses Feuer jetzt in wütendem Gehämmer und achtet der französischen Batterien kaum, die aufgeschreckt, verblüfft und zornig herüberschlagen. Sie tasten das Gelände nach unseren Haubitzen ab, sie werfen ihre Hagel auf unsere Gräben vorn, zerfleischen dieses arme Narbenangesicht aufs neue — und sind dann still. Aber nur für Minuten — dann rasen sie gesammelt nach einem Ziel und wetzen, während unsere Mörser und Haubitzen weiter ohne Unterlaß das Fort zerfetzten, ihre Eisen zu furchtbarem Sperrfeuer zwischen und unsere Gräben auf dem Plateau und über unsere Unterstände und Sappen.

Die Stimme neben mir sagt: „Sie glauben, daß unser Feuer die Vorbereitung eines Angriffes ist und legen Sperre, damit die Unsrigen nicht aus den Gräben können. Aber unsere Gräben sind heute beinahe leer, und ihr Feuer wird uns nicht viel Schaden machen."

Sie trommeln weiter, trommeln aus dem Chapitrewald, von der Côte de Froid und vom Fort de Tavannes — das Erdreich des Plateaus spritzt unter diesen kleinen, hagelnden Schlägen, während wir, unbekümmert darum, unsere Schweren auf das Fort da oben setzen, das oft wie weggenommen ist unter dem brauenden, turmhohen Schwaden. — dann wieder Augenblicke lang sich aus dem knolligen Gballe der gelben, schwarzen, grauen Dämpfe löst — und ihnen doch Sekunden später wiederum verfällt. Ein paarmal steigen ungeheure Dampffontänen aus diesen wallenden Nebeln — werfen sich weiß zum Himmel auf — und sinken in sich selbst zusammen.

Ich kann nur hingenommen in das grauenvolle Schauspiel staunen — kann es nicht fassen, daß dort, in jenen Tiefen, unter dieser Hölle, noch Menschen leben sollen. Und mein Ohr wird dabei stumpf gegen das Donnern und Tosen. Am Scherenfernrohr stehe ich, seh das Rasen dieser Feuer — und höre nur den Kuckuk, der immer wieder, ganz nahe irgendwo im Walde hinter mir, lockt und ruft — und höre die Stimme des Artilleriebeobachters, der auch vor einem Fernrohr steht und seine Beobachtungen durch das Telephon an die schwere Mörserbatterie weitergibt.

Dann wird das Sperrfeuer der Franzosen matter und bekommt Lücken. Sie schießen wieder auf die Gräben und tasten im Gelände hin, um unsere Batterien zu treffen. Und zugleich furrt es drüben auf: ihre Flieger steigen und kommen schwärmend heran. Sie sollen unsere Mündungsfeuer erspähen und das Feuer von drüben auf die so entdeckten Batterien leiten. Aber da blaffen unsere Abwehrgeschütze schon los und setzen ihre weißen Schrapnellwölkchen um sie herum in das strahlende Blau des Himmels. Und zugleich knattert es hämmernd in den Lüften, und aus der blendenden, lichten Höhe schießen ein paar weiße Riesenvögel wie jäh herbeigezaubert den anderen entgegen. Und diese anderen suchen jetzt noch ein paar Mal auszuweichen, dann drückt sich einer aus ihrer Reihe, und gleich darauf verschwinden auch die übrigen Franzosen nach Südwesten. Stolz, majestätisch ziehen die vier weißen Flieger mit den schwarzen Kreuzen in langer, loser Kette, schwebend und unbeschwert von aller Erdenlast über das sonnenüberstrahlte und im neu aufspringenden Donner der Geschützfeuer bebende Frühlingsland.

Wir lassen den Stand auf der Höhe und gehen weiter vor nach Südwesten zum Gefechtsstand der Division. Ueber Wiesen kommen wir, auf denen Pferde in freien Herden weiden — der lange Krieg hat auch sie taub gemacht gegen das Dröhnen. Nur das Glück der Entspannung und der Freiheit fühlen sie, nehmen das junge Gras mit ihren weichen Mäulern — heben die Köpfe, wiehern auf. Ein friedensvolles Bild des Paulus Patter steht hier unter den Feuern dieser Hölle auf Fort Vaux. Und durch Niederholz geht es hin. Auf der Strippe des Beobachtungstelephones sitzen zwei Meisen eng beieinander und zwitschern — um ein altes, riesiges Einschlagloch, das seit Jahr und Tag voll Wasser steht, sprieht junger Schilf, und ein paar Frösche platschen, wie wir jetzt vorüberkommen, in den dunklen Schlamm.

Und in den Höhen über uns stehen groß, gelb und ruhig unsere Fesselballons.

Die Feldstelle liegt irgendwo im Schutz eines Waldrandes. Seit sechs Uhr morgens ist die Exzellenz mit den Herren des Stabes hier, um die Erfolge der Beschießung zu beobachten und seine Befehle an die Geschützstände zu geben. Eben pfeift das Telephon wieder, und von einem der im Gelände verteilten Beobachter kommt eine neue Meldung: Der Schwere hat gerade in die Kehle des Forts geschlagen!

Und wieder sehen wir da vorn das grausam schöne Bild der dick geballten Wolke, die erstickend auf dem zerfetzten flachen Erddeckel liegt und ihn jetzt überquillt. Mehrfach schon ist das Kernwerk, sind die Schulterpunkte von den furchtbaren Hieben getroffen — als Ruinen stehen die ihrer Umkleidungen entblößten Panzertürme! Und mehrfach schon an diesem Morgen versuchten Reste der Besatzung aus dieser Hölle, in die sie gebannt sind und in der um diese Stunde die Toten sicherlich die Lebenden längst überwiegen, auszubrechen. Sie kamen bis an die Kehle — sie sahen mit gierigen, drängenden Augen das von zehntausenden von Narben zerwühlte und in den Feuern dampfende Plateau vor sich, über das hin sie sich in die Gräben retten wollten. Sie hatten nur einen Gedanken: nicht mehr gefesselt, nicht mehr eingesperrt sein in die Steinmauern hier! — Aber dann, in diesem Augenblick, wenn er die anhaftenden Männer durch das Glas erkannte, gab der deutsche Beobachter einen harten Befehl in das Telephon — und irgendwo in der Ferne spien unsere Mörser und Haubitzen Sekunden später ihre steilen Feuer gegen den Himmel auf — und die Eisen schlugen nieder und zermalmten oder warfen in diese Hölle zurück, was sich aus ihr hatte retten wollen! Es ist Krieg — und Härte ist Gebot. Wer heute hier entkommt, trägt morgen wieder seine Waffen gegen uns. Und es geht um unsere deutsche Zukunft! — Dort drüben aber verkriechen sich diese Verzweifelten, Zermürbten und Gehetzten dann in die tiefsten Tiefen der Felsenkasematten — und wissen doch bei jedem neuen Einschlag, der das Fort erbeben macht und fauchend Gift und Qualm bis in die letzten Gänge seines versenkten Labyrinths drückt, daß sie die Sonne und den neuen Frühlingstag nicht wieder sehen werden. Daß nichts mehr sie aus dieser Hölle des Entsetzens retten und erlösen kann — nichts als der letzte Eisenhieb, der sie mit in die Reihe der tausend toten Brüder wirft.

Und über dem allem leuchtet strahlend das Licht, blühen und duften die Bäume und jubeln die Lerchen wie trunken vor Glück.

FEUERNDER 80,5 cm-DEUTSCHER MÖRSER

PULVERMAGAZIN des FORTS DOUAUMONT

— Auf Reisen in fremden Städten wird man so recht der Nichtigkeit des täglichen Lebens inne. Da wandeln sie langsam oder beflissen mit ernsten geschäftlichen Mienen und es steckt nichts dahinter als die Sorge um das Brot und um die Brut oder tödliche Langeweile.

— Unpünktlichkeit ist eine Abart der Unzuverlässigkeit überhaupt und deswegen ein moralischer Defekt.

— Geiz verbindet sich häufig mit Häßlichkeit — Mißgestalten an Körper und Seele.